1. Jahrgang Heft 8

Jungjüdischer Wanderer

❖ Fahrtenblätter des jungjüdischen Wanderbundes ❖
(Im Verband der jüdischen Jugend-Vereine Deutschlands)

Bezugsbedingungen: Der „Jungjüdische Wanderer" erscheint etwa 10 mal jährl. u. kostet für Nichtmitglieder des Bundes Mk. 20.- im Abonnement. Zu abonnieren bei der Geschäftsstelle Eschwege, Schulstraße 3.

Marcheschwan 5682	Eschwege	November 1921

Münchener Heft.

Wir wollen mit diesem Heft keineswegs irgend eine neue Richtung aufstellen. Es soll Euch lediglich ein Bild unserer Gruppe geben und soll Euch zeigen, wie wir uns ungefähr ein Fahrtenblatt denken.

J. J. W. B., München.

Ueber Erziehung.

Wenn man in der Jugendbewegung von Erziehung spricht, so denkt man nicht an Beibringen von Wissen oder an die Bearbeitung von Menschen zu irgend einem Zweck, wie etwa in der Schule. Erziehung in unserem Sinn ist kein Schulmeistern, keine Pädagogik, die sich auf dem Seminar erlernen läßt. Man kann also auch keine allgemein gültigen Regeln für sie aufstellen. Solche Erziehung kommt vielmehr von innen, aus dem Gefühl, aus dem Herzen heraus.

Es ist klar, daß Erziehung auf den Menschen in der Jugend einzuwirken hat, zu einer Zeit, in der er noch plastisch, noch wandlungs- und entwicklungsfähig ist. So einfach diese Tatsache klingt, manche Bünde könnten sie sich zu Herzen nehmen und ihre Versuche, ältere Leute, die schon in ihrer individuellen Entwick-

lung und durch Beruf und Leben festgelegt sind, noch in unserem Wesen zu erziehen, als vergeblich aufgeben.

Erziehung hat es mit Menschen, mit Lebendigem zu tun, das einem dauernden Werden und Wechsel unterworfen ist. Zweierlei Faktoren bestimmen dieses Werden: einmal innere Bedingtheiten, die ererbt im Menschen schlummern, und dann die vielfachen Einflüsse, die von außen an ihn herantreten. Zu den äußeren Einflüssen gehören Milieu, Elternhaus, soziale Lage u. s. w. Es ist für die Entwicklung durchaus nicht gleichgültig, ob man in guten Verhältnissen aufwächst, eine sorglose Jugend hat, oder ob man von klein auf den Kampf des Lebens mitansehen und mitkämpfen muß, ob man die Möglichkeit hat, die modernen Bildungsmittel zu benützen oder nicht.

Der inneren Bedingtheiten bedient sich die Persönlichkeitserziehung. Jedem neuen Leben ist durch Erbsubstanz Väterliches und Mütterliches gegeben und dadurch ein neues Wesen, eigenartig und in seiner Art einzigartig bestimmt. Dieses von Natur gegebene Eigen-Sein eines jeden Menschen wird durch Aenderung äußerer Umstände nur zum allerkleinsten Teil zu beeinflussen sein. Was wir am Menschen durch Erziehung ändern können, das sind durch Umwelt und Gesellschaft gegebene und erworbene Eigenschaften. Auf innere Bedingtheiten menschlichen Wesens können wir nur insofern Einfluß haben, als wir die Entfaltung dieser ererbten Anlagen durch anregende oder abschreckende Beeinflussung für eine Zeit lang hintanhalten oder beschleunigen können. Was Individualerziehung einzig und allein vermag, das ist die Entwicklung und Entfaltung, die wesentliche Gestaltung der den Menschen unabänderlich mitgegebenen Wesenseigenarten. Daß diese wesentlich, daß sie stark werden, dafür müssen wir sorgen. Uns gegenseitig hinaufhelfen zur höchsten Entfaltung unseres Wesens, das ist Persönlichkeitserziehung. Und wenn sich so aus Vielen einige wenige feste Persönlichkeiten emporgearbeitet haben, dann ist damit der Gemeinschaft am besten gedient. Wertvoll am Menschen ist nicht das, was von außen an ihn herangebracht und ihm anerzogen werden kann, sondern das, was man aus ihm herausholt. In sich selbst muß der Mensch so viel haben an Kraft und Halt und eigenen Werten, daß er nicht bei jedem Anstoß von außen, bei jeder kleinen

Sorge, die ihm das Leben bringt, einer übernatürlichen oder eingebildeten oder nicht in ihm selbst ruhenden Hilfe bedarf.

Manchem mag das alles so einfach erscheinen und doch ergibt sich daraus so vielerlei, was wir bisher kaum beachtet haben. Um nur etwas herauszugreifen: Was werden nicht alles für wissenschaftliche und schöngeistige Bücher gelesen, nur damit sie gelesen sind und damit man mitreden kann. Und wie oft werden nicht dieselben Werke von Erziehern und Führern, die bewußt erziehen wollen, ihren Jungens in die Hand gegeben? Derartige Aneignung fremden und manchmal nicht gerade hochwertigen Geistesgutes ist von einer gewissen Grenze ab nutzlos. Es sollten gar nicht so viele Bücher, von denen man heute in der Jugendbewegung spricht, gelesen, dafür aber mehr eigene Gedanken entwickelt werden. Wenn wir uns erst einmal daran gewöhnt haben, nicht mehr so viel fremde Gedankenarbeit in uns aufzunehmen, dann müssen wir schon von selbst viel mehr eigenes aus uns heraus schaffen und uns aus eigener Kraft weiterbringen. Dann werden wir wieder lernen, alle Kräfte unseres Wesens voll auszunützen und uns auch die wieder stählen, von denen Bertl Gittler im letzten Heft sprach. (Vom bildhaften Schauen und Denken.) Gerade bei der Auswahl der Lektüre für Kleine kann man nicht genügend Sorgfalt walten lassen. Manches Buch der Vorkriegszeit ist viel wertvoller als die immer schmachtende, immer ringende und nie zu einem Ende kommende Literatur, die zumal aus den Reihen der Jugendbewegung und ihr nahestehenden Kreisen hervorgegangen ist. Und das ist wohl im Grunde auch Schuld an der Krankheit, die Max Goldberg im letzten Heft gegeißelt hat. Die festen Menschen, die nicht immer schmachtend nach anderer Hilfe sich umsehen, die aus sich selbst herauswachsen, das sind die gesunden. Und die so lässig in dem Strom der anderen mitschwimmen und sich von anderen mitführen lassen, das sind die kranken Menschen.

Noch mehr Beispiele könnten aufgezählt werden. Aber Ihr sollt Euch jetzt selbst mit diesen Fragen beschäftigen, und wenn Ihr zu einem Ende gekommen seid, dann schreibt mir einmal.

Max Nußbaum.

Geschichte der synagogalen Musik.

Da im letzten Fahrtenblatt der Wunsch geäußert wurde, über die jüdische Musik einiges zu hören, habe ich mich eingehend damit beschäftigt und teile Euch nun die Ergebnisse meiner Studien mit. Ausgehen will ich dabei von der althebräischen Tempelmusik, die in größerem Umfang eigentlich erst David begründet hat. Ueber den Musikkultus vor seiner Zeit haben wir außer der Andeutung in der Thora über die von den Priestern zu blasenden silbernen Trompeten keine Nachrichten. David nun stellte zur Ausübung des von ihm mit genauen Vorschriften ausgestatteten Psalmengesangs und seiner Begleitung levitische Sängerchöre zusammen und übernahm selbst die Direktion. Die Instrumente, welche beim Gottesdienste gebraucht wurden, waren hauptsächlich Zimbeln, Harfen und Zithern, ferner Trompeten, das Horn und (in späterer Zeit) die Flöte. Der von David eingerichtete Musikdienst bestand im wesentlichen unter Salomo fort, nur mit dem Unterschied, daß die Zahl der ausübenden Musiker dem höheren Glanze des Dienstes entsprechend sehr bedeutend vermehrt wurde. Auch traten wohl kleine Aenderungen ein. So wirkten z. B. zur Zeit des 1. Tempels Gesang und Instrumente in einem Unisono zusammen, während später die Psalmen in mehreren Absätzen gesungen und die Pausen durch die Trompetenstöße der Priester ausgefüllt wurden. In einer andern Zeit wurden Knabenstimmen zu den Levitenchören hinzugenommen. Im allgemeinen aber blieben die musikalischen Institutionen des 1. Tempels bestehen.

Ueber die Theorie der althebräischen Musik wissen wir so gut wir gar nichts. Fest steht lediglich, daß diese, wie ja zum größten Teil die ganze alte Musik, unisonen Charakter hatte. Dafür aber waren Wechselchöre gebräuchlich und dann erhielt noch die Melodie ein interessantes Gepräge durch die auf einen Ton vereinigten verschiedenen Klangfarben.

Die Nachrichten über das synagogale Vortragswesen in der ersten Zeit der Diaspora sind außerordentlich spärlich und geben uns im Verhältnis zu den Nachrichten aus späteren Perioden nur ein schwaches Bild von der Art, wie man in den öffentlichen Versammlungen gebetet hat. Das Andenken an die Pracht des

Tempeldienstes konnte nicht erlöschen. Zwar gingen mit den Opfern und sonstigen Festlichkeiten des Tempels auch die musikalischen Aufführungen ein, von denen jene regelmäßig begleitet waren, die großartigen musikalischen Institutionen zerfielen und hatten keine Stätte in den Versammlungen, die den in alle Welt Zerstreuten den früheren Gottesdienst ersetzten, gleichwohl aber war es unmöglich, daß der Gesang verstummte; der Vortrag der Gebete, der Psalmen, der Thoraabschnitte blieb ein Gesangsvortrag, die Rezitation der heiligen Texte war keine bloße Sprachdeklamation, sondern blieb ein musikalisches Kantillieren.

Im Mittelalter war der synagogale Gesang anfangs nur Sologesang des Vorbeters, in den zuweilen die Gemeinde mit Omen oder ähnlichem einfiel. Später scheint die Gemeinde sich am Gesang beteiligt zu haben. Die synagogale Musik im Mittelalter aber konnte sich nicht entwickeln, weil erstens in der Zeit bis zum 16. Jahrhundert die Musik als Kunst überhaupt auf einer sehr niedrigen Stufe stand. Die Theorie blühte, allein die Praxis vermochte nicht gleichen Schritt zu halten. War ferner die Tempelmusik schon sehr einfach gewesen, obwohl sie mit einem viel größeren äußeren Apparat auftrat, so konnte der schmucklose Gottesdienst der späteren Synagoge um so weniger Gelegenheit geben zu bedeutenderer Erhebung des Gesanges, als ohnehin alles Aeußerliche des Gottesdienstes auf Tradition beruhte und mithin auch wahrscheinlich die in ihrer Einfachheit überlieferten Tongänge beibehalten wurden. Neben dieser inneren Unfähigkeit sich zu entwickeln, fehlte es dem synagogalen Gesang aber auch an jeder äußeren Anregung: es bestand ja das alte, überlieferte Gebetritual Schema, Tefilla und Keduscha, weiter. Wie konnte von einer Entwickelung des Gesanges die Rede sein, solange sich die Gebetordnungen nicht bereicherten? Die Wendung trat erst ein, als die musikalische Kunst sich vervollkommnete und der Ausbau der jüdischen-synagogalen Poesie, der Piutdichtung, begann. Was das Alter und die Entstehungsart der Piutmelodien betrifft, so haben wir darüber nur sehr spärliche direkte Zeugnisse. Gewiß ist aber, daß Melodien direkt von musikalisch begabten Vorsängern herrühren und so als auf jüdischem Boden entstanden betrachtet werden können. Viel ausgedehnter ist allerdings der durch die gesamte historische Entwicklung der synagogalen Poesie

vielfach bezeugte Gebrauch in Anwendung gekommen, daß außerjüdische Melodien zum Vortrag der Piutim benutzt wurden.

Während so in Deutschland der synagogale Gesang in den Händen der Vorbeter immer weiter verfiel und zerrüttet wurde und nur allgemeine Klage darüber laut ward, ohne daß eine energische Reaktion den haltlosen Zuständen tatkräftig ein Ende zu machen versuchte, erließ in Italien im 16. Jahrhundert Leonda Modena als Rabbiner in Ferrara ein Gutachten, in welchem er an der Hand von talmudischen und halachischen Nachweisungen ausführte, daß nicht nur das Ueben und Erlernen der musikalischen Kunst religionsgesetzlich gestattet, sondern daß es direkte Pflicht sei, den Gesang auch in die Synagoge einzuführen und dort in einer angemessenen, den Gesetzen der Kunst entsprechenden Weise zu gestalten. So sehen wir unter den italienischen Juden einen Mann erstehen, der nichts Geringeres plante, als durch spezifische Komposition, ähnlich wie damals Palestrina den kirchlichen, den synagogalen Gesang von Grund auf neu zu gestalten.

Hervorzuheben ist hier auch Salomo de Rossi, der Rabbiner zu Mantua war und einen großen Ruf als Madrigalkomponist besaß. Den Höhepunkt und wohl auch den Zielpunkt seines künstlerischen Schaffens bildete eine Sammlung von Kompositionen hebräischer Texte für die Synagoge. Das Werk erhielt den Titel: „Die Lieder Salomos" und umfaßt dreißig Piecen: Psalmen, Jigdal, Adon Olam, Olenu, En kelohenu.

Die Reform des Gottesdienstes in Deutschland teilte sich, soweit sie den synagogalen Gesang betraf, in zwei Richtungen. Sie mußte erstens an das Wesen des synagogalen Gesangs herantreten, mußte den Gehalt, den inneren Wert und die innere Wirkung der gottesdienstlichen Tongänge prüfen und für Ausmerzung all dessen Sorge tragen, was sich als unverwertbar erwies. Sie mußte aber zweitens auch die äußere Form berücksichtigen, mußte angemessenen Vortrag der Melodien anordnen und dem synagogalen Gesang ein würdiges Gewand geben. Demnach geriet die Reform bei der praktischen Ausführung ihrer Bestrebungen in ein falsches Fahrwasser, indem sie das innere Wesen des synagogalen Gesangs durch allzu radikale Ausscheidungen und unpassende Einführung außerjüdischer Melodien zu zerstören und andrerseits der äußeren Form durch Einführung der Orgel ihren

echt jüdischen Charakter zu rauben drohte. Die wahre und einzig heilsame Reform des synagogalen Gesangs konnte nur auf tendenzfreiem Boden erstehen, auf dem Boden der Kunst. Und hier wirkte Salomon Sulzer bahnbrechend. Für alle Seiten des modernen Synagogengesanges ist er der Pfadfinder geworden durch sein Werk: Schir Zion. Es war klar, daß, sofern dem jüdischen Gesang das nationale Element erhalten bleiben sollte, zunächst eine besonnene Auswahl der überlieferten Melodien nötig war. Alles irgendwie Anstößige wurde entfernt. Mit rücksichtsloser Energie schied Sulzer die Spreu vom Weizen. Die große Anzahl der Gebetsstücke nun, die nicht mit traditionellen Melodien versehen waren, hat Sulzer durch seine spezifischen Kompositionen musikalisch illustriert und hierbei bot ihm ein besonders reiches Bild die von ihm eigentlich geschaffene und an der Stätte seines Wirkens zu ungemeiner Blüte gebrachte Institution des Synagogenchores. Hier ward ihm Gelegenheit, die echte Kunst in den jüdischen Gottesdienst einzuführen, hier kam der Musiker voll zur Geltung. Sulzers Chöre sind mit außerordentlicher Beherrschung des polyphonen Satzes geschrieben. Das will bei einem Musiker nichts bedeuten. Aber sie sind auch von einer Hoheit, einer echt religiösen Weihe durchdrungen, die so recht eigentlich sein Werk sind und in denen ihm alle seine Nachfolger eben nur „nachgefolgt" sind. Unaufhaltsam schreitet von Sulzer aus nunmehr die spezifizische Synagogenkomposition weiter.

Mit den Braunschweiger Gesängen von H. Goldberg kam ein neues Element in die Behandlungsweise des Synagogengesangs. Dieser umkleidete für solche, besonders kleinere Gemeinden, in welchen die Bildung eines vierstimmigen Chors unmöglich war, die Gebetstücke mit einem wenig komplizierten, ein- oder höchstens zweistimmigen musikalischen Satz. Es wurde zuvor als Mißstand empfunden, daß durch die Wirksamkeit des Chores die Gemeinde zu untätigem Stillschweigen verurteilt war. Daraus erklärt sich die weite Verbreitung und die große Beliebtheit der Braunschweiger Gesänge.

Außer Naumburg, der besonderen Wert auf die getreue Erhaltung und Wiedergabe der traditionellen Melodien legte, muß hier noch eines Mannes gedacht werden, der zu den bedeutendsten Vertretern der modernen Synagogenkomposition ge-

hört, Louis Lewandowski's. Er hat sowohl den durch die Braunschweiger Gesänge erstmalig begründeten Gemeindegesang durch weitere Schöpfungen zum Ausbau gebracht, als auch hervorragende vierstimmige Chöre für alle Gelegenheiten des jüdischen Gottesdienstes komponiert. Lewandowski ist im besten Sinne des Wortes populär geworden und wenn die moderne Kultur und Wissenschaft nicht für alle Zeiten jede historische Erscheinung festhielte, so würden spätere Geschlechter vielleicht mit eben solchem Eifer nach dem Ursprung vieler Lewandowski'scher Melodien forschen, wie wir nach dem Ursprung der sogenannten traditionellen Intonationen.

Albert Dreifuß.

Erlebtes.

1. Als unsere kleinen Jungens einmal die kleinen Jungens der Kameraden trafen, fragten die beiderseitigen Führer ihre Gruppen, ob sie miteinander spielen wollten. Beiderseits einstimmiges „Nein!" Schließlich ließen sie sich doch dazu herbei. Am Ende sagte unser Führer: Na, habt Ihr jetzt beim Spielen einen Unterschied gemerkt zwischen den „Kameraden" und Euch? Da mußten sie zugeben, daß das nicht der Fall war.

2. Die Führerin der kleinen Mädels erzählt:

Ich brachte die kleine Inge vom Heimabend nach Hause. Sie klagte mir ihr Leid: „Weißt Du, meine Mutter will immer, daß ich recht schön angezogen bin und Taftschleifen im Haar trage. Aber meine Freundin, die Esther (auch in der W. G.), sagte neulich zu mir: „Ich möchte auch solche Schleifchen, aber wir haben viel zu wenig Geld, um sie zu kaufen." Warum soll jetzt ich Schleifchen haben und sie nicht? Wie ich meine Mutter danach fragte, sagte sie: „Ach, die Leute sind doch das gar nicht so gewöhnt." Und dann schalt sie auf die Wandergruppe, weil wir da das viele Fragen und Nachdenken lernen. Jetzt weiß ich mir schon zu helfen. Ich zieh die Schleifchen an und wenn ich fortgehe, steck' ich sie in die Tasche, bis ich wieder heimkomme." Da waren wir vor ihrem Haus und sie bat mich ihr die Schleifchen festzustecken. Ich sagte

ihr aber, daß ich das nicht tun wolle, und sie solle ihrer Mutter erzählen, wie sie es zuerst hätte machen wollen, wie ihr dann aber der Gedanke gekommen sei, daß das doch Betrug wäre und wie sie es darum unterlassen habe: „Vielleicht versteht Dich Deine Mutter."

Da war die kleine Inge ganz selig und zum Abschied sprang sie hoch an mir hinauf und gab mir einen Kuß. —

3. Wir fuhren auf einem Ochsenfuhrwerke einen steilen Feldweg hinan. Die Ochsen hatten schwer zu ziehen und kamen nur langsam vorwärts. „Oh, die armen Ochsen", rief eines unserer Mädels. Ein paar andere stiegen ab. Der Weg wurde noch steiler, immer mühsamer für die Ochsen. Das Mädel fuhr aber weiter. —

4. Wie der Heinerle einmal nicht hat mit auf Fahrt dürfen, hat er sich heimlich einen Laib Brot gekauft und ist am Sonntag durchgebrannt. Und am Abend hat er zu seinem Vater gesagt: „Vater, wenn Du mich wieder nicht mitläßt, brenn ich wieder durch." —

Eugen Kohn.

Der junge Mensch und die Tendenz.

Wenn wir uns selbst von einem gewissen Standpunkt aus betrachten, so werden wir gewahr werden, daß es unter uns Menschen zwei in ihrem Wesen grundverschiedene Typen gibt. Zunächst wird ja jedes Individuum durch Fähigkeiten bestimmt, die schon durch das Wesen der vorhergehenden Generationen bedingt sind — kurz, die wir ererbt haben. Sodann aber haben wir es, wie gesagt, mit zweierlei Menschen zu tun.

Der eine von ihnen ist vielleicht der an und für sich jugendlichere: er läßt das Erlebnis an sich herantreten, und sich ganz von dem Wirken der Erscheinungen treiben, die ihm ins Bewußtsein treten

Der andere aber hat ein festes Ziel vor sich und schreitet geradewegs auf dieses Ziel zu. — Das werden wohl so ungefähr

die Begriffe des „sensorischen" und des „motorischen" Menschen sein, die irgend ein Philosoph einmal bestimmt hat.

Der sensorische Mensch: wenn er ein Erlebnis hat, so wird irgend eine Wesenheit in ihm erweckt, die schon lange in ihm geschlummert hat. Eine entsprechende Saite in ihm klingt an, die bis dahin tonlos war. Da ist z. B. einer, in dem von Geburt an die Trinkerleidenschaft schläft. Der beginnt dann zu trinken, wenn er zum ersten Mal Wein versucht hat. Und darin liegt die große Gefahr; denn in uns schlummern gute Fähigkeiten neben den schlechten, in uns, unserem Urwesen, das vor der Geburt schon fest und bestimmt war. Und sie können beide durch bloße Veränderungen in der Umgebung zu ihrer Wirkung erweckt werden. Hier setzt die Arbeit der Erziehung ein; sie wird darin bestehen, die Fähigkeiten des Individuums zu sondern: die guten zu konzentrieren und zu festigen und die schlechten zu hindern an ihrer Entfaltung.

Und nun zum motorischen Menschen. Da ihm irgend ein Ziel vorschwebt, so ist er gezwungen, alle Eindrücke, die der sensible Mensch in ihrer ganzen Fülle auf sich einwirken läßt, von einem gewissen Gesichtspunkte aus zu betrachten. Damit ist aber schon wieder eine Beschränktheit gegeben, da dieser Mensch dann nicht für sich selbst, sondern zunächst für die Idee, für das Gewollte lebt. Er ist nicht er selbst, sondern nur ein Bruchteil seines Selbst.

Wie aber findet der junge Mensch aus diesem Dilemma heraus und wo ist die Lösung? Die Lösung ist die, die ein jeder von uns schon längst gefühlsmäßig erfaßt hat. Erst nach jener Ausbildung des Individuums, die wir der Erziehung zur Aufgabe gemacht haben, nachdem das Ich im vollen Besitz seiner Fähigkeiten ist, erst wenn der reife Mensch da ist, kann er den Kopf heben und nach einem Ziel Ausschau halten. Dann ist ein Gleichgewicht zwischen dem vollwertigen Individuum und der Idee (in diesem Sinne) geschaffen und das Ich wird von der Idee nicht mehr verstümmelt. Aus diesen und anderen Gründen ist die tendenzgemäße Erziehung des jungen Menschen zu verwerfen; denn die Tendenz wird solange einen unwahren Teil im Innern des Individuums bilden, bis es ausgereift ist. Ja, unter Umständen kann sie sogar sehr verderblich sein und zwar

so, daß infolge dieser Erziehung immer ein unfertiger und unwahrer Mensch vor uns stehen wird, dessen Wesen ein Miniaturbild jener europäischen Völkermassen ist, die, in Chauvinismus erzogen, sich selbst belogen und sich ins Elend stürzten.

Die Tendenz oder — um nun dieses häßliche Wort beiseite zu lassen — die bestimmte Richtung ist nur für den reifen Menschen da und auch von ihm gegeben, hat daher mit dem Wesen der Jugendbewegung nichts zu tun. —

Nur noch einige Bemerkungen, die eigentlich nicht zum Thema gehören. Das Wesen des motorischen Menschen scheint mir das des wollenden zu sein, während der sensorische Mensch als wesentlich erkennender zu bezeichnen ist. Diese beiden Attribute sind aber von Schopenhauer dem Alltagsmenschen und dem Genie beigegeben worden. In der Tat ist das Genie immer sensibel und wir können beobachten, daß Sensibilität in diesem Sinne das Wesen jedes echten Musikers, Dichters etc. ist.

Wie aber absolute Sensibilität und absolutes Wollen in einem Menschen zugleich sein können und dann durch ihren höllischen Widerstreit die Katastrophe mit sich bringen, das hat uns Shakespeare im „Hamlet" gezeigt, den ich euch übrigens tausendmal zu lesen rate. Karl Stern.

Unser Garten.

Heute will ich Euch etwas von unserem Heimgarten erzählen. Er wurde uns voriges Jahr von jemand überlassen und als unkultivierte Fläche kam er in unsere Hände. Aber bald hatten wir das Stück Oedland in einen prachtvollen Garten verwandelt. Oben in der Ecke steht seit einigen Monaten ein Gartenhaus und kaum war es aufgerichtet, so kamen auch schon nach ein paar Tagen zwei Vöglein und bauten sich in die Laube ein Nest. Nach 3 Wochen lugten schon 5 Rotschwänzchen daraus hervor. Unsere kleinen Jungens und Mädels, die sie sahen, hatten viel Freude damit. Mitten durch den Garten führt ein schöner breiter Weg, der mit Kohlenstaub bestreut ist. Da haben unsere großen Jun-

gens arg schwitzen müssen, bis sie den Kies vom Bahndamm in Rucksäcken in den Heimgarten gebracht hatten. Aber auch unsere Mädels waren nicht müßig. Sie bauten mitten im Garten (genaues Maß dürft ihr aber nicht anlegen) ein Rondell und pflanzten Blumen darauf in Form eines Mogen-David, aber als die Blumen aufgingen, war das Zeichen undeutlich geworden Unsere Blumenpracht war damit noch nicht erschöpft. Wir hatten noch 3 Beete. Darauf standen Sonnenblumen, Stiefmütterchen, Klatschrosen, Nelken und noch vieles andere. Da man aber von Blumen allein auf Fahrt nicht leben kann, so bauten wir Gemüse an, um es später entsprechend selbst (oder in Geld) zu verwerten. Zuerst wurde die Laube mit Bohnen zur Beschattung umgeben und daneben in gutgeformten Beeten Kartoffeln, Kohlrabi, gelbe Rüben, bayerisches Kraut, Rote Rüben und noch diverse Salate angebaut. Die Zeit, welche wir im Heimgarten zubrachten, war außer den Sonntagen leider sehr gering, da wir alle sehr weit dorthin haben und Geld zum Fahren uns allen mangelt. Soweit wir nicht das Gemüse mit auf Fahrt nahmen, haben wir es, wie erwähnt, verkauft und zwar war es sehr begehrt, da der Preis sehr niedrig war. Gegossen mußte unser Garten diesen Sommer fast jeden Abend werden. Da unser lieber Gott sowie unsere Jungens und Mädels keine Zeit hatten, so überflutete der Gartenwart halt persönlich alle Abend den Garten mit 30 Kannen (keine Kaffekannen) Wasser. So, nun habt Ihr, liebe Wanderbrüder und -Schwestern, auch einen Begriff von der Größe unseres Besitzes. Und wenn ihr einmal im Sommer nach München kommt, dann besucht auch den Garten, meldet euch aber vorher beim Gartenwart an, damit die Pflanzen alle Front stehen.

Adolf Stark.

Unser Gottesdienst.

Vom Beten schrieb Bertl Gittler im letzten Wanderer und sie erzählte uns, wie ihr des Betens äußerer Zwang zum Muß innerer Notwendigkeit wurde, wie sich ihr die tote Formel starren

Gebets mit neuem Leben erfüllte, wie in ihr Ehrfurcht vor Ueberliefertem wuchs zu schöpferischem Neuen.

Und so will ich Euch heute von unserem Jugendgottesdienst an Rauschhaschonnoh und Jom Kippur erzählen, der uns ein Stückchen des Weges geführt hat, den Bertl gegangen ist.

Von einem Blau-Weißen stammte der Gedanke, daß wir Jungens uns heuer selbst unseren Gottesdienst gestalten wollten, weil uns der der anderen nicht genügen konnte, bei dem von vorne herein jeder wahre Dienst an Gott, jede Hinwendung zum Absoluten durch die Umgebung fast zur Unmöglichkeit wurde. Nachdem uns nach einigem Zögern die Gemeinde ihre Unterstützung zugesagt hatte, machten wir uns freudig ans Werk, durften wir doch einmal aus eigener Kraft etwas positiv Jüdisches schaffen. Das erste war die Bildung eines Chors von etwa 12 Jungens, der sicherlich nicht die höchste Stufe musikalischer Vollendung erreichte, der aber bei einigem guten Willen genügen mochte. Als Vorbeter fungierten ein Blau-weißer und ein Mitglied des Jugendvereins, die mit der Liturgie unseres Gottesdienstes vertraut waren. Einer von ihnen hatte früher das Schofarblasen erlernt, sodaß auch diese wichtige Frage sich von selbst löste. Als Schammes fanden wir in unseren Reihen eine geeignete Persönlichkeit. So waren alle Vorbereitungen erfüllt und es fehlte nur noch die Synagoge.

Hierfür stellte uns auf unsere Bitte die Gemeinde ihren Bibliothekssaal zur Verfügung, der etwa 80—90 Leute faßte. (Leider konnte deshalb ein Teil der Mädels nicht am Jugendgottesdienst teilnehmen). Es galt nun den Raum entsprechend umzuwandeln. Hier begünstigte uns wieder das Glück, indem zufällig ein übriger Almemor und alte Betpulte im Besitz der Gemeinde waren. Die Stühle haben wir uns zum Teil anderweitig verschafft, im K. J. V., beim Kantor u. s. f. Irgend ein Schrank wurde in das Oron hakodosch (heilige Lade) verwandelt. Alle Bänke überzogen wir mit weißem Papier, der Almemor war mit einer silbergrau gestickten Decke behangen, vor der Lade hing ein goldgestickter Vorhang, sodaß das Ganze einen feierlichen Anblick bot.

Der Gottesdienst selber aber ist das geworden, was wir von ihm erwartet haben. Stunden der Einkehr und des Gebets waren es, Stunden der Verinnerlichung und Heiligung. Als wir

nach dem Abendgottesdienst am Erev-Rauschhaschonnoh uns die Hände drückten mit dem stillen Wunsche, daß das Neue Jahr ein Jahr des Weiterschreitens sein möge auf unserem Wege, da war ein stilles Leuchten in unseren Augen und es gab keine Kameraden mehr, und keine J. J. W. Ber und Blau Weiße, wir waren alle junge jüdische Menschen, Brüder. Otto Kohn.

Literatur.

(Aus der Einleitung zu einem Kurs).

Wie immer man das Geschehen betrachten will, so gibt es nie einen Standpunkt, von dem aus man alles erfassen könnte, nie einen Begriff, der von allgemeiner Gültigkeit und Dauer wäre. Alles unterliegt dem Wandel der Zeiten und Anschauungen. Wer in den Wissenschaften den ruhenden Pol sucht, wird enttäuscht hinweg gehen, da sie selbst nur „sublimierte" Zeitgeschichte sind. Es gibt nichts, was „unter dem Gesichtspunkt des Ewigen" betrachtet von Bestand wäre.

Am wandelbarsten ist der Mensch. Unser großes Suchen ist es, uns selbst zu finden, so wie wir sein wollen und wie wir es im Grunde sind, unseren Urmenschen. Wir sind so sehr Produkt unseres Milieus, unserer Erziehung und des Zeitgeistes, daß wir nie ganz uns selbst leben können. Wer uns kennen lernen will, muß mit uns gehen hinein in die Werkstätte der Seele, dorthin, wo die Keime für uns gebaut werden, wo Kräfte wachsen und gestaltende Ideen sich Bahn brechen, dorthin, wo wir unser Ich entdecken, wo die Welt nicht mehr dunkle Ahnung, sondern Erlebnis ist, nicht mehr gesehnt, sondern geschaut wird.

Wer das vermöchte, teilzunehmen innerhalb unseres Ichs, der könnte Literaturgeschichte im erhabensten Sinne des Wortes treiben, denn er würde das Ringen in uns schauen, das Gären und Gestalten. So aber sehen wir nur das Geborene, nicht die Bedingungen, unter denen es entstand, nur Taten der Hand und des Geistes, nicht aber nackte Ideen. Nie ist der Mensch so, wie er sich gibt. Immer ist er Maske. — — — — — —

Versuchen wir uns einen Begriff vom Wesen des Künstlers zu machen.

Wer neben der Welt der Realitäten, dem kalten Nebeneinander der Dinge, seiner Welt leben kann, die ganz seine Persönlichkeit ist, wer an ihr baut und wie ein Zuschauer im Weltentheater steht — er ist Künstler, denn er hat die Kraft, sich durchzusetzen ohne Erdenschwere und körperliche Gebundenheit. Im engeren Sinne nennen wir die Menschen so, die durch ihre Veranlagung befähigt sind, Stimmungen, Triebe, Kämpfe nach Hohem und Schönem, in echten Gestalten und Farben, ergreifenden, erlebbaren Tönen anderen Menschen mitzuteilen. Künstler ist nur der, der innerlich alles durchmacht, was er gibt, anderenfalls ist er Virtuose, Akrobat des Wortes, Anstreicher. —

Aus der Vielseitigkeit unserer Veranlagung und des Suchens des Weges erklärt sich eine Vielspältigkeit in dem Wesen und Gebaren der Künstler. Nicht der ist Vollmensch, der sich immer mit Beharrlichkeit des Geretteten an das Alte klammert, der geborgen ausruht, sondern der, der innerlich nie ruht, der rastlos weiterschreitet, wenn auch alles um ihn und in ihm tobt und heult, der von einer Idee zur andern schreitet, der auch zu wechseln vermag, wenn er Höheres erkannt hat. An der Elastizität und Vielseitigkeit erkennt man den wahren Geist. Alfred Einstein.

Von der Einfachheit.

Liebe kleine Jungens und Mädels!

Heute sollt Ihr mal mehr als sonst vom Fahrtenheft haben und darum stehen eine ganze Reihe Erzählungen und Märchen drin. Aber damit Ihr nicht nur die lustigen Sachen lest und Euch so zwar recht gut unterhaltet, aber doch weiter keinen Gewinn davon habt, will ich mit Euch von ein paar ernsthaften Dingen reden, über die Ihr Euch im Heimnachmittag unterhalten sollt.

Ihr wißt ja, daß wir nicht bloß zu Spiel und Sang in der Wandergruppe zusammen sind, sondern daß wir alle gemeinsam auf ein großes Ziel hinarbeiten. Gewiß habt Ihr schon einmal über dieses Ziel nachgedacht, und wenn ich Euch danach fragen

wollte, dann würdet Ihr mir alle ungefähr sagen: Wir wollen einfache, aufrechte jüdische Menschen werden. Aber wenn ich dann weiter fragen würde, wie wir das erreichen wollen und was Ihr selbst dazu tut, dann würden die Antworten schon sehr auseinandergehen und manch einer würde überhaupt keine Antwort mehr wissen. Und so will ich Euch heute von einem dieser Dinge sprechen, von der Einfachheit.

Lest einmal statt „einfach" „ein Fach" und schon habt Ihr einen Begriff, der in dem Worte steckt. Einfach ist zunächst, wer nur 1 Fach hat, also wer arm ist. Je mehr Fächer die Menschen haben, je reicher sie sind, desto mehr sind sie von der Einfachheit entfernt. Ihr müßt das natürlich recht verstehen. Ihr wißt selbst, daß mancher von Euch, der von sehr reichen Eltern stammt, sehr einfach erzogen ist, mancher andere aber sich verwöhnt und anspruchsvoll zeigt. Ich will Euch ja nur den Begriff der Einfachheit näher bringen.

Wenn wir von Einfachheit reden, so meinen wir damit zwei verschiedene Dinge: Einmal die Einfachheit in unseren Gewohnheiten, im Essen und Trinken, in der Kleidung, im Vergnügen, und dann die Einfachheit in unserem Wesen, in unserm Denken und Empfinden. Beides müssen wir in uns groß ziehen. Wie kann uns das gelingen?

Zur Einfachheit in unseren Lebensgewohnheiten soll uns die Fahrt führen, gemeinsames Wandern und Kochen, der Umgang mit den ärmeren Kameraden u. s. f. Nicht das allein genügt aber, sondern wir müssen selber, und jeder einzelne für sich, das Unsere dazu tun, um einfacher zu werden. Ueberlegt Euch doch einmal, ob das möglich ist, wenn Euch die Mutter gar nicht genug einpacken kann für die Fahrt, wenn Ihr noch extra Kuchen und Schokolade verlangt, weil Ihr bedauernswerten Kinder den ganzen Tag fort seid, und wenn Ihr Euch, um ja nicht zu kurz zu kommen, den Gänsebraten aufheben laßt, bis Ihr wieder zuhause seid. (Was meinst Du, großer Alfred, dazu?) Denkt doch darüber nach, ob Ihr Euch wirklich zur Einfachheit erzieht, wenn Ihr Euch zwar Sonntags unauffällige, einfache Kleider anzieht, aber die ganze Woche über geschniegelt und gebügelt herumlauft! Werdet Ihr einfacher, wenn Ihr zuhause den Umgang mit Euren reichen christlichen und jüdischen Freunden dem Verkehr mit Euren

Wanderkameraden vorzieht, obwohl Ihr Euch mit denen viel besser versteht, — einfach deshalb, weil es besser aussieht, vornehmen Umgang zu haben? Das wären so ein paar von den Dingen, die Ihr bessern müßt, und ebenso könnt Ihr in Eurem eigensten Denken und Empfinden viel bessern.

Da hat sich bei Euch die schlimme Gewohnheit festgesetzt, alle Worte zu gebrauchen, die Ihr irgendwo aufschnappt, und das tut Ihr umso lieber, je weniger Ihr sie versteht. Hat es Sinn, wenn Ihr von den psychologischen Rätseln der individuellen Konstitution redet, weil Ihr zufällig das Wort gelesen habt, oder wenn kleine Jungens von ihrem Antifeminismus sprechen, ein Ausdruck, unter dem sich auch ein Großer kaum etwas vorstellt? Merkt Ihr nicht selbst, wie unnatürlich das ist und wie es an die Geschichte von den Pfauenfedern erinnert? Einfach sein heißt natürlich sein. Ist es natürlich, wenn Ihr kleinen Mädels bei jeder Gelegenheit Eure Freude durch himmlisch, einfach großartig, Gott, wie wundervoll kundtut? Habt Ihr noch nie erlebt, wie ein Mensch plötzlich von der Schönheit eines Anblicks erfaßt wurde? Hat der da „Gott, wie wundervoll" geschrieen, oder ist er auf einmal ganz still geworden und hat höchstens ein leises Oh hervorgebracht? Wer seine Bewunderung am lautesten zeigt, bei dem ist sie am wenigsten echt. Warum spricht man von Mädels in gewissem Alter so verächtlich als von Backfischen? Weil sie nicht natürlich empfinden können und das dem vernünftigen Menschen lächerlich scheint. Ihr Mädels in unserm Bund sollt keine Backfische sein! In Eurer Freude und Begeisterung, in all Euren Empfindungen seid einfach und echt!

Und Euch, Ihr kleinen Jungens, will ich sagen, daß Ihr nicht den gegenteiligen Fehler begehen dürft. Wie oft laßt Ihr den überhaupt nicht gelten, der sich nicht immer „männlich" zeigt, der sich einmal seinen Empfindungen hingibt und erkennen läßt, wie's ihm ums Herz ist. Jeder von Euch hat solche Stunden und da ist es nicht einfach und natürlich, sondern unnatürlich und unwahr, das sorglich verbergen und den wilden Mann zu spielen. Seht, das ist es ja, was Euch so fest aneinanderschmiedet und Euch so begeistert für den Wanderbund sein läßt: daß Ihr Euch hier so geben dürft, wie's Euch um's Herz ist, daß wir uns gegenseitig

verstehen auch in unsern Stimmungen und Gefühlen, anders als es die Menschen draußen im Leben können.

Ihr, kleine Jungens und Mädels, müßt in einigen Jahren unsern Bund weiter erhalten und gestalten — wenn Ihr Euch zu Einfachheit und Natürlichkeit erzieht, werdet Ihr ein gut Stück zu seinem Bestand beitragen. Eugen Kohn.

Eine lustige Mondfahrt.

Es war einmal ein kleiner Bub, der hieß Schnips. Schnips ging jeden Sonntag auf Fahrt und auch ab und zu einmal in den Heimabend. Aber er bekam oft mit den anderen Buben Streit und es sollte alles nach seinem Willen gehen, kurz und gut, er war ein wenig gschnappig. Da sollte eines Tages Treffahrt sein und Schnips wollte nicht mitgehn. Denn er sagte, Treffahrten wären niemals schön. Aber das ist doch gar nicht wahr und deshalb wanderten die kleinen Buben zum Treffpunkt und ließen Schnips allein seines Weges ziehen. Er war schon viele Stunden lang gelaufen und hatte eine schöne Strecke Weges zurückgelegt, da kam er an einen großen Pfahl, der war mit bunten Farben bemalt. Das war die Grenze. Es war schon spät am Abend und Schnips wollte sich nach einer Unterkunft für die Nacht umsehen. Er ging in ein Haus, bei dem eine große Scheune war und fragte, ob er im Heu übernachten könne. Doch die Leute sahen ihn mit offenem Mund und großen Augen an, und machten Gebärden, daß sie ihn nicht verständen. Da merkte er, daß er in ein fremdes Land gewandert war, in dem man in anderen Sprache redete, als bei ihm zu Hause. Und da wurde ihm sehr bange. Die Leute merkten ihm das an und nahmen ihn für die Nacht bei sich auf. Er schlief vor lauter Angst erst sehr spät ein und am Morgen war er noch müde. Aber er hielt seine müden Augen auf und sah sich im fremden Land ein wenig um. Da merkte er, daß dort die Leute genau so gut sind und dieselben Sitten haben wie daheim und er dachte bei sich: Es ist doch sehr schade, daß nicht alle Menschen dieselbe Sprache sprechen. Doch allmählich bekam er Sehnsucht nach Hause.

Eines Tages ging er mit den Leuten, die ihn aufgenommen hatten, in eine große Stadt. Dort war gerade Oktoberfest. Die Leute waren sehr lustig und Schnips, der überall, wo es etwas zu sehen gab, stehen blieb, verlor sie in dem Gedränge. Da kam er an einem Stand vorbei, in dem Pfeifen und große Federn und Triller und auch Luftballons verkauft wurden. Schnips hatte gerade noch einige Porzellanstücke in seiner Tasche, das war nämlich das Geld in jenem Land. Dafür kaufte er sich einen blauen Luftballon, der an einer langen Schnur baumelte. Schnips machte sich die Schnur im Knopfloch fest und suchte eine freie Wiese auf, wo er seinen Luftballon ausprobieren wollte. Wie er so mit seinem Ballon auf der Wiese herumlief, da machte er vor lauter Freude einen Sprung in die Höhe und siehe da, er kam gar nicht mehr auf den Boden und der Ballon hob ihn höher und immer höher. Schnips zappelte mit Händen und Füßen, aber es half ihm nichts. Er flog über den ganzen Platz hinweg und die Leute unten liefen alle zusammen und bestaunten seine Flugkünste. Jetzt war er so hoch wie der Kirchturm und es wurde ihm recht bange, als es immer noch höher und höher ging. Die Menschen und die Buden unter ihm sahen wie Punkte aus und der ganze Platz war nur noch ein großer Klecks. Schließlich sah er gar nichts mehr. Plötzlich tat es einen Ruck und Schnips merkte, daß er mitsamt seinem Ballon an einem Baum hängen geblieben war. In der Nähe war ein großer alter Mann mit wallendem grauen Mantel und langem weißen Bart und auf der Nase hatte er eine große Hornbrille sitzen. Der Mann machte sich an einem großen Gestell zu schaffen und als er Schnips sah, sprang er hinzu: „Handetter" rief er — das ist nämlich, wie Schnips später herausbrachte, ein Freudenschrei der Mondleute. — „Handetter, ja wie kommst du denn auf den Mond?" Schnips sperrte Mund und Augen auf, sah sich einigemal im Kreise um und merkte, daß er auf der untersten Spitze der Mondsichel gelandet war. Der alte Mann half ihm von dem Baum herunter, ließ sich von Schnips seine ganze Geschichte erzählen und nahm ihn mit zu dem Gestell. Das war nun wieder etwas, was Schnips noch nicht gesehen hatte. Der Alte erklärte ihm, daß das ein Fernrohr sei, mit dem er sich den Betrieb auf der Erde unten anschaue. „Sieh nur mal da," sagte der Alte, „was da für verrückte Leute wohnen. Da sitzen

sie zusammen, machen ernste Gesichter und einer ist in der Mitte, dem steht der Schnabel gar nicht still und er fuchtelt mit Händen und Füßen in der Luft herum. Die machen sich das Leben viel zu schwer. Sieh dies nur mal an." „Handetter", sagte Schnips ganz erfreut, denn er hatte inzwischen die Mondsprache fließend gelernt. „Krampfhenner," erwiderte der Alte, denn so war es Sitte auf dem Mond, „was freut dich denn so sehr?" Schnips sah durch das Rohr und sein Gesicht verzog sich immer mehr und mehr. „Das ist ja unsere große Jungens-Gruppe", rief er und hüpfte dem Alten vor Freude an den Hals. „Sind die blöd," sagte der Alte," „da lob ich mir die anderen Leute, die daneben sitzen und sich etwas Gutes kochen und sich vor lauter Freude einen dicken Ball an den Bauch werfen." Schnips sah wieder durch das Rohr und erkannte die kleinen Jungens. Da bekam er große Sehnsucht und wäre gerne wieder unten bei ihnen gewesen. Aber der Alte zeigte ihm immer noch mehr und machte sich über die närrischen Leute da unten lustig. Schnips wurde dadurch ganz müde und schlief ein. Er schnarchte so laut, daß die Mondsichel wackelte und er immer mehr auf der Spitze herunterrutschte und fiel und fiel und fiel — — — — —

Es war Mittwoch abend und die kleinen Jungen hatten gerade Heimabend. Sie dachten an Schnips und wo er wohl sein möchte. Dann erzählte ihnen ein großer Bub eine spannende Geschichte. Sie hörten ganz aufmerksam zu und wollten gerne wissen, wie die Geschichte zu Ende ging. Da tuts auf einmal einen Plumps, es kommt etwas zum großen Fenster herein und fliegt in die Holzkiste, daß das Holz nur so in der Stube herumspritzt und alle sind vor Schreck ganz starr. Als sie wieder zu sich kommen, merken sie, daß etwas aus der Holzkiste herauskrabbelt und siehe da . . . . es war Schnips. Da war ihre Freude groß. Schnips mußte ihnen seine ganzen Erlebnisse erzählen, er lehrte sie die Mondsprache und seit jener Zeit sagt man in der Wandergruppe so oft Krampfhenner und Handetter. Schnips aber war von jener Zeit an ein ganz anderer Kerl, er redete wenig, tat aber umsomehr und freute sich, wenn er nur jeden Sonntag auf Fahrt gehen konnte. Und wenn es ihm am besten gefiel, dann erzählte er von seinen Erlebnissen auf der Mondsichel.

Max Nußbaum, Heinz Koch.

Märchen.

Mitten auf der großen, großen Welt gibt es einen Berg, der höher ist als alle, die wir kennen, auf dessen Gipfel ist ein Wald. Er ist die Sehnsucht vieler, vieler Menschen. Dieser Wald stellt die Welträtsel und alles das, was wir noch nicht wissen, vor. Viele Menschen streben nach diesem Bergesgipfel. Gott hat dem Berg und dem Wald geboten, niemand auf die Spitze zu lassen. Denn Gott weiß, daß es nicht gut für uns ist, wenn wir alles wissen. Deshalb haben die Beiden den Weg zum Ziel der Menschen mit vielen Mühsalen ausgestattet. Ganz unten ist eine große Wüste. Darauf folgt eine schöne, blühende Gegend, aber alles Eßbare und Trinkbare ist vergiftet. Zuletzt kommt noch eine große Schneeebene, da ist es noch viel kälter als am Nordpol. Aber die Menschen ließen sich nicht abschrecken. Immer wieder versuchten sie zum Walde zu gelangen. Die ersten verdursteten. Manche gelangten sogar bis zum vergifteten Schlaraffenlande. Aber wehe denen, die hier ihren Durst und Hunger stillen wollten. Tausende von Menschen ließen hier ihr Leben. Generationen kamen und gingen. Alle trugen die Sehnsucht nach dem Walde in sich. Einmal, als wieder viele tausend Jahre vergangen waren, da lebte ein junger Mann, den die Sehnsucht nach dem Ziel mehr plagte als alle anderen. Er ging nicht wie die anderen sofort auf den Berg zu, nein, er wanderte Jahre lang durch die Welt, um sich gegen Hitze und Kälte, Hunger und Durst abzuhärten. Dann erst machte er sich auf zum Ziel. Durstend und geschwächt verließ er die Wüste, die Anstrengungen waren noch größer, als er sich gedacht hatte. Oft rief eine Stimme in seinem Innern: „Kehre um!“ aber ein Blick hinauf zum Gipfel und er war wieder stark, seinen Weg fortzusetzen. Er hatte schon das giftige Schlaraffenland hinter sich und wanderte nun in der Schneeebene. Müde geworden, legte er sich in den weichen Schnee. Doch noch zur rechten Zeit fiel ihm ein, daß jeder, der im Schnee einschliefe, nimmer erwache. Um sich zu erwärmen, wanderte er weiter. Der Berg und der Wald schickten ein kleines Sandmännlein zu dem Jüngling herunter. Das streute ihm soviel Sand in die Augen, daß er dennoch vor Müdigkeit umsank und dadurch, obwohl er dem Ziel so nahe gewesen war, starb. — Wiederum sind Jahrtausende vergangen, als wieder eine Schar junger, froher Menschen sich auf-

machte zum Ziel. Sie überwandten alle Strapazen und standen nun froh, sich die Hände reichend, am Waldessaum. Sie feierten ein großes Freudenfest. Dem Berge mit seinem Wald aber war es nicht so froh zu Mut, denn sie wußten, daß der Weltuntergang bevorstehe. Beide gingen zu Gott und baten ihn um Gnade für die Menschen. Der Allmächtige hörte aber nicht auf ihre Bitte. Die Menschen hatten ausgemacht daß sie den Wald erst bei Sonnenaufgang betreten wollten. Einen Jüngling aber zog es so mächtig daß er sich von den Andern wegschlich und in den Wald ging. Plötzlich gab es einen lauten Krach. Menschenrufe, Tierbrüllen, Totenstille. Die Welt war in sich versunken.

Olly Benario.

Wie der Mond erzählt hat, wie er eine Sichel geworden ist.

Gestern war Vollmond und der Mond lächelte mich so recht freundlich an, als ich mich ins Bett legen wollte. Deshalb setzte ich mich ans Fenster und genoß den schönen Abend. Da kam mir auf einmal der Gedanke, warum wohl der Mond eine Sichel ist. Ich dachte lange darüber nach. — Plötzlich fiel eine Sternschnuppe und, denkt Euch! Oben darauf saß der Mond. Er kam gerade zu mir herunter geritten. Der dicke Alte stand bald neben mir und trocknete sich dicke Schweißtropfen von der Stirn. Höflich, wie ich nun mal bin, bot ich ihm sofort einen Stuhl an. Nachdem er sich verschnauft hatte, begann er zu erzählen: Ich hab mich sehr gefreut, daß du kleines Menschenkind dich so lange mit mir beschäftigt hast. Daß du aber dies Rätsel nie herausbringen würdest, weiß ich ganz gewiß. Drum will ich dirs erzählen. Also paß sehr gut auf. — —

Es war einmal vor vielen, vielen Jahrtausenden, als ich das Land deiner Väter beschien. Es sah sehr schlimm dort aus, denn große Hungersnot war ausgebrochen. Die Menschen da unten wurden immer dünner und elender. Aus Kummer darüber wies ich auch jegliche Nahrung zurück. Da ich merkte, daß es mit den Menschlein wie mit mir bald zu Ende ging, machte ich mich auf zum Himmelsvater. Ich wollte ihn um Gnade für die Menschheit bitten. Als ich dem Allbarmherzigen meine Bitte vorgetragen hatte, sagte der Gütige nach einigem Bedenken

zu mir: „Deine Bitte, mein lieber Mond, sei gewährt, aber zur Erinnerung an diese schlimme Zeit und zur Warnung mögest du immer im Laufe von vier Wochen ab- und zunehmen." Und du siehst, mein liebes Menschenkind, daß der Wille Gottes in Erfüllung gegangen ist. Aber nun muß ich fort. — — —

Mit diesen Worten setzte sich der Mond auf eine Sternschnuppe, rief mir noch ein frohes Chasak zu und ritt wieder hinauf zu seinem alten Platze. Ich aber erwachte und blickte ganz erstaunt um mich. Dann überzeugte ich mich, ob der Mond noch an seiner alten Stelle stehe. Es war so. Er stand da oben als treuer Hüter der Menschen und lächelte recht freundlich zu mir herunter.

Ich habe Euch alles wiedererzählt, weil Ihr doch auch wissen sollt, wie der Mond eine Sichel geworden ist. Wer es mir aber nicht glaubt, der läßt es eben bleiben.

Olly Benario.

Aus Briefen.

Vor einem Jahr hat's Euch Ernst Futter geschrieben, und heute sage ich Euch dasselbe: Haltet sie hoch, die Gemeinschaft, denn Ihr wißt nicht, was sie Euch ist, bevor Ihr sie nicht vermissen müßt. — Ein klein wenig Sehnsucht klingt vielleicht da heraus, und ein klein, klein wenig hab ich ja auch; nach ein paar jungen Menschen, die einem lieb geworden sind. Denn das muß ich ja am meisten hier vermissen, den Umgang mit jungen Menschen. —

Jetzt ist's Herbst geworden. Morgens wenn ich zum Werk gehe, liegt dichter Nebel. Kaum 10 Schritte vor mir vermag ich den Weg zu sehen, aber ich kenne ihn ja schon zur Genüge. Wenn man so allein ist, dann beschäftigt man sich viel intensiver mit allem, was einen umgibt und so beobachte ich mit viel Freude und Liebe die Natur. Fast jeden Tag scheuche ich zur selben Zeit ein junges Häslein auf, das in Riesensprüngen das Weite sucht, wenn es mich kommen hört. Das liebe Tierlein, wenn es wüßte, wie gern ich es habe, es würde nicht davonlaufen.

Vom Friedhof her leuchtet durch das eintönige, gespensterhafte Grau noch immer das schlichte Birkenkreuz. Soldatengräber schmückt es und Tag für Tag steht es da, als ob es mit ausgebreiteten Armen die Menschen umfassen wollte, Liebe ge-

bend und Frieden, denn Frieden und Ruhe ist dort, wo es steht. — Des Tages sieht man manchmal bei irgend einem Grab einen Menschen stehen, wehmutsvoll und in stillen Gedanken das Fleckchen Erde betrachtend, unter dem so viel Liebes ruht . . .

Doch das Leben ist hart und der Weg geht weiter. Bald tauchen aus dem Grau die dunklen Umrisse der Fabrikanlagen, die gar mächtig zum Himmel ragen, hervor. Die Arbeit auf dem Werk ist noch dieselbe. Mit den Arbeitern komme ich ganz gut aus. Ich unterhalte mich mit ihnen über alles mögliche, dann erzählen auch sie mir allerhand von ihrem Leben. Arbeit ist ihnen nur unbedingt notwendiger Gelderwerb, vom Wert oder Sinn der Arbeit und eben ihrer eigenen Arbeit haben sie keine Ahnung. Das einzige, für das sie sich interessieren, ist ihr Tarif. Nach pünktlichst beendeter Arbeitszeit wirft man sich in einen besseren Anzug, begibt sich in irgend eine Weinwirtschaft, gewöhnlich des Abends in mehrere und verbringt die Zeit mit Tanzen und Trinken. Gar oft erzählen sie in der Frühe, daß sie nur 2 Stunden geschlafen haben. Geistige Nahrung liefern die beiden Kinos am hiesigen Ort. Im Reden sind sie gar manchmal sehr gewöhnlich (gelinde ausgedrückt), das übergehe ich aber immer mit einem „Pfui, ich tät mich schämen". — Wenn man so unter den Arbeitern steht, so tun sie einem eigentlich unendlich leid, denn man ist sich stets bewußt, daß sie nur durch die bestehende Gesellschaftsordnung so sind. Wenn sie aber doch wenigstens das Unwürdige ihres Lebens ein klein wenig einsehen würden. Genug davon.

Am Sonntag war ich wieder allein auf Fahrt. Den ganzen Tag habe ich kaum ein Wort gesprochen. Ich war in einer einzig schönen Gegend. Einem Bächlein folgend gings durch eine steil abfallende Klamm. Der Weg war sehr felsig, sodaß es eine richtiggehende Kletterei gab. Rings um mich war's still, nur das Wasser plätscherte munter und erzählte von dem, was es gesehen, und in den Baumwipfeln war ein geheimnisvolles Rauschen. Es läßt sich mit Worten nur schwer das Empfinden schildern. Schade ist's, daß ich all dies nur allein erleben konnte.

Fürs neue Jahr noch einige Worte. Jahreswechsel: Rückblick und Ausschau. Das alte Jahr: Gar viel hat's gebracht, Schönes und Trauriges, aber viel weiter sind wir nicht gekommen. Das neue Jahr, ein Jahr der Arbeit soll es sein, ein Jahr der Liebe und Freude. Viel Sonne mög's Euch bringen. — Hugo Kohn.